Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

der Einkleidung ebensowenig beitragen, als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zur Beurteilung seines innern Wertes. Aber ebenso, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Esslust gereizt und hier durch das Empfehlende im Äussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsere Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüt werden hinweggeräumt, die sich in der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muss sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Es würde aus dem Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen, Schillers Gedanken weiter zu folgen. Das von mir erstrebte Ziel ist, den Unterricht in der Rhetorik praktisch nutzbar zu gestalten. Denn ich meine, dass die Lektüre guter Schriftsteller und die Verbesserung der Aufsätze allein nicht genügend sind, um zu diesem Ziele zu führen. Für den Begabten mag's ausreichen. Für die Mehrzahl wird's gut sein, noch zu andern Übungen verschiedener Art zu greifen. Nur eine davon versuchte ich hier anzugeben.

Zur Sprachgeschichte im deutschen Unterricht des Lehrerseminars.

(Aus den Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten.)

1. Das ist kein Spielzeug nicht.

Die neuen preussischen Lehrpläne fordern für Klasse III. des Seminars: Lautlehre und Aussprachelehre, deutsche Mundarten; für Klasse II: Überblick über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Sprache, Bedeutungswandel — also kurz einen sprachgeschichtlichen Betrieb des grammatischen Unterrichts. Die methodischen Anweisungen sagen, dass sich diese Belehrungen überall an Beispiele anschliessen und auf wesentliche Erscheinungen beschränken sollen. Diese Forderungen und Anweisungen sind geboren aus dem Geiste Rudolf Hildebrands; ihre Ausführung wird den Seminaristen das Verständnis für das Leben und Werden unsrer Muttersprache geben und in ihnen so allmählich die Werturteile erzeugen, die sie in Schenkendorfs Worten aussprechen:

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Wie wir Lehrer das machen müssen, das lehrt uns Rudolf Hildebrand an Beispielen; und darum sollen solche Beispiele aus dem Unterricht im Seminar uns auf die Wege Rudolf Hildebrands führen, bezüglich auf den begonnenen Wegen weiterführen.

Der Bauer ist kein Spielzeug nicht.

Wie tief hatte sich doch der Franzose Chamisso in den deutschen Geist und seine Sprache eingelebt! Das Riesenfräulein hat aus dem Tal in seiner Schürze den Bauer mit Pflug und Gespann auf die Höhe der Burg Niedeck getragen.

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Sie erwartet, dass der Vater ihre Freude teile, mit ihr lache und scherze, ihre Kraft bewundere; aber er verneint ihre Hoffnung:

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
Was hast du angerichtet? das ist k e i n S p i e l z e u g n i c h t!
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Das Riesenfräulein zögert, das artige Spielding wieder hinzutragen, wo es war; da aber fährt der Vater auf und gebietet ihr mit rauher, starker Stimme:

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot.

Zwei Urteile über den Bauer stehen sich gegenüber; so urteilt das Kind, anders der Vater; er, der Vater, verneint das Urteil seines Kindes, mit ernster, dann barscher Stimme; und damit diese Verneinung Kraft habe, damit sie von dem Fräulein nicht überhört werde, verdoppelt er sie: d a s i s t k e i n S p i e l z e u g n i c h t. E r g e b r a u c h t d i e d o p p e l t e V e r n e i n u n g a l s v e r s t ä r k t e V e r n e i n u n g. So will's sein Denken und Fühlen, so will's aber auch die Riesensprache; denn heute spricht man nicht mehr so, da heisst's: die doppelte Verneinung ist eine leise Bejahung. Doch auch unsre grossen Dichter gebrauchen die doppelte Verneinung, Lessing sagt: Keinen wirklichen Nebel sah Achilles nicht — Goethe: Es ist kein Schnee nicht; es ist, als hätte niemand nichts zu treiben und nichts zu schaffen — und Schiller: Alles ist Partei und nirgends kein Richter. Und neben diese Grossen stellt sich der thüringische Bauer, der vergeblich nach etwas gesucht hat, und berichtet voll Verdruss: ech konne's nergends nich fenge. Wer wird so geschmacklos sein, eine solche Zusammenstellung zu wagen? Jeder, der sich einen Schüler Rudolf Hildebrands nennt, und das sind viele und werden Gott sei Dank immer mehr. Doch die Gründe? Sie stehen in der letzten Strophe von Chamissos Gedicht:

Burg Niedeck ist im Elsass der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Die doppelte Verneinung als verstärkte Verneinung ist die Sprache der Zeit, da von unsern Höhen stolze Ritterburgen hinunter in die Täler schauten, da noch männiglich an Riesen und Zwerge, Elfen und Wichte glaubte, die mittelhochdeutsche Sprachstufe. Und darum musste der Riese von der Burg Niedeck in den Formen seiner Zeit sprechen und die doppelte Verneinung gebrauchen.

Zur Verneinung gebrauchte man mhd. die Partikel **en, ne** oder **n**. Sie trat vor Umstandswörter, Fürwörter und Dingwörter, zumeist aber vor Tätigkeitswörter. Wir hören sagen:

daz beste daz ich ie gewan und iemer mac gewinen.

ie bezieht sich auf die Vergangenheit, **iemer** (= **ie** + **mêre**, also von jetzt an) auf das Zukünftige. Wir verneinen beide Wörter durch ein vorangestelltes **n** und erhal-

ten **n** + **ie** = **nie** und **n** + **iemer** = **niemer** = **nimer.** Aus der Entstehung dieser Wörter ist ersichtlich, dass auch **nie** sich auf die Vergangenheit, **nimmer** auf die Zukunft beziehen muss. Wir greifen das Fürwort **ieman** heraus (**ie** + **man**), d. h. irgendeiner, der gedacht werden kann, ohne dass man ihn näher bezeichnet. Es ist der mhd. Vater der nhd. jemand; denn das d, der weiche Zahnverschlusslaut, ist einfach dadurch hinzugekommen, dass die bei der Aussprache des **n**, des Zahnnasals, geschlossenen Zähne wieder geöffnet werden. Jetzt verneinen wir **ieman** durch die Verneinungspartikel **n** und erhalten **nieman, niemand.** Noch wertvoller wird diese kleine Verneinungssilbe bei der Entstehung unsers **nicht** und **nichts;** der Stamm von nichts ist **iht;** das ist ein zählendes Pronominalsubstantiv und bedeutet irgendein Ding, etwas. Von ihm wird ein schwaches Verb abgeleitet: **ihten,** oder durch Ausstossung des t = **ïhen** = nhd. **eichen,** d. h. eine Sache zu etwas machen, ihr einen Wert geben. Das tun die Eichmeister auf dem Eichamt mit dem Eichstempel an Gewichten und Gefässen, damit diese Dinge den Wert erhalten, der ihnen durch das Gesetz für das Verkehrswesen zuerkannt ist. Nun zurück zum alten **iht;** es deklinierte **iht, ihtes** oder **ihts, ihte, iht;** und nun verneinen wir es durch das kleine Zauber-**n,** und so erhalten wir die Formen **niht, nihts, nihte, niht.** Also nicht ist ein etwas, das keinen Wert hat; und dieser alte Sinn ist in dem Dativ zunichte machen = einer Sache den Wert, die Bedeutung nehmen, bewahrt. Unser Verneinungswort nicht ist also der Nominativ, nichts der Genetiv eines alten Pronominalsubstantivs. Nicht verlor diesen substantivischen Charakter gar bald und sank zum blossen Verneinungswort herab. Es war eine derbë, kraftvolle Zeit, da das geschah; es war, als die Ritterheere zum Kampf gegen die lombardischen Städte und den Papst Jahr um Jahr über die Alpen oder gegen die Türken übers Mittelmeer nach Palästina zogen, da eisengepanzerte Männer mit Schwert und Lanze höchste Ehre errangen. Und solche Männer voll Kraft redeten auch eine kraftvolle, markige Sprache, wenn sie dem andern zustimmten oder anders dachten; sie redeten genau wie die Bauern unsrer Zeit. Was die falsch ansehen, das nennen sie auch gleich ordentlich falsch. So teilte einer meiner Schüler (aus Sulzbach, 3 Stunden von Weimar) folgende Redewendungen seiner Heimat mit: D e r J o n g e hat sich f a l s c h v e r s c h r e w n. August hat das Schreftstecke f a l s c h v e r ä n n e r t; und der Gastwirt, der in ein falsche Zigarrenkiste gegriffen hatte, entschuldigte sich mit den Worten: ech ha mech f a l s c h v e r g r e f f e n. Uns genügt zur Bezeichnung des Falschen die Vorsilbe ver (verschrieben, verrechnen, verzählen), dem Bauer nicht, er muss das sicherer, fester, zweifelloser aussprechen, und darum sagt er's zweimal, durch die Vorsilbe ver und das Umstandswort falsch. Und so war's auch in der Ritterzeit; das n i c h t trat neben das alte **ne, en** oder **n** und k e i n verstärkend hinzu, und so ward die doppelte Verneinung eine verstärkte Verneinung. Die Werke unserer mhd. Dichter sind voll davon; hier nur zwei Beispiele von W a l t e r v o n d e r V o g e l w e i d e.

Walter hofft, dass sich Herzog Leopold von Österreich auch gegen ihn milde erweise; aber dies Glück (**saelde**) wird ihm nicht. Daher singt er:

Mir ist verspart der saelden tor,
dâ stên ich als ein weise vor:
mich hilfet niht, swaz ich dar an geklopfe.

So berichtet er, dass sein Bitten ergebnislos ist, dass es verneint wird: m i c h h i l f e t n i h t. Aber er denkt an die andern alle, die sich der Gunst des Fürsten erfreuen:

Des fürsten milte ûz Österrîche
fröut dem süezen regen gelîche
beidiu liute und ouch daz lant.

Das verstimmt ihn und macht ihn unwirsch, ja zornig; und darum gebraucht er nun, seinem Ärger über die Verneinung seiner Bitten durch den Herzog Leopold Ausdruck zu geben, die doppelte Verneinung:

Wie möhte ein wunder groezer sin?
ez regent bêdenthalben mîn,
daz mir des alles niht enwirt ein tropfe.

Es ist 1198; die Staufen haben Friedrich I. Sohn Philipp, die Welfen Otto von Braunschweig zum König gekürt, und nun durchtobt Bürgerkrieg die deutschen Lande:

Untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze:
frid unde reht sind sêre wunt.

Es ist dieselbe Zeit, da Walter aus Österreich scheiden und als ein Fahrender durch die Lande gehen muss. Seine Not und des Vaterlandes Not bedrücken sein Herz und machen ihm schwere Gedanken.

Ich sâz ûf eime steine
und dâhte bein mit beine,
dar ûf satzt' ich den ellenbogen,
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange,
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben.

Doch all sein Denken ist umsonst.

deheinen rât kund' ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot:
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.
die wolte ich gerne in einen schrîn.

Wie lange er auch sitzt und denkt, er findet keinen Rat, und daher muss er betrübt und traurig bekennen:

jâ leider des enmac niht sîn,
daz guot und wertlich êre
und gotes hulde mêre
zesomen in ein herze komen .

Achten wir scharf auf Stimmung und Sprache des Dichters. Nach dem ersten Gang seines Denkens und Sinnens begnügt er sich, den Misserfolg durch eine einfache Verneinung auszusprechen:

deheinen (keinen) rât kund' ich gegeben.

Als er aber wiederholt keinen Weg aus der Not findet, als ihm das Herz eng dabei wird (vil ange) und ihn der Kummer niederdrückt, da will das stärkere Gefühl auch einen stärkeren Ausdruck haben, und daher gebraucht er jetzt die doppelte Verneinung:

jâ leider daz enmac niht sin.

Und so ist's in mittelhochdeutscher Zeit immer; eine verstärkte Verneinung wird durch eine doppelte Verneinung ausgedrückt.

Auch Luther hat diesen Gebrauch da und dort beibehalten. Einige Zeugnisse! Im 1. Kapitel der Klagelieder wird Vers1—4 Jerusalem nach der Zerstörung 586 als eine verlassene Witwe geschildert, der die Tränen des Nachts über die Backen laufen. „Es ist niemand unter allen ihren Freunden, der sie tröste.... Die Strassen gegen Zion liegen wüste, weil niemand auf kein Fest kommt." Und als Jesus den Aussätzigen geheilt hat, verbietet er diesem, von der Heilung zu erzählen, mit den Worten: „Siehe zu, dass du niemand nichts sagest."

Anders ward der Gebrauch im 18. Jahrhundert; die Gelehrten, die den lateinischen Stil als Muster aufstellen, fanden, dass eine doppelte Verneinung eine Bejahung sei, und ihre Ansicht hat sich allmählich durchgesetzt. Die Zeit unsrer Klassiker kennzeichnet sich als Übergang, und so kommt es, dass wir bei ihnen, wie oben an einigen Beispielen gezeigt wurde, die doppelte Verneinung öfters noch als verstärkte Verneinung finden. Greifen wir nur ein Beispiel heraus, das Wort Wallensteins (Tod III, 15): „Alles ist Partei und nirgends kein Richter." Wallenstein ist in schwerer Gefahr; alle sind von ihm gewichen, auf die er gebaut; jetzt stehen die Pappenheimer vor ihm, von ihm selbst zu erfahren, ob er ein Feind und Landesverräter ist. Jetzt gilt's, sie zu gewinnen, dass sie bei ihm bleiben und mit ihm gegen den Kaiser streiten. Er sagt ihnen, dass er der Welt aus seinem Lager den Frieden schön gekränzt entgegeführen wolle; denn der Jammer des deutschen Volkes erbarme ihn. Und zutraulich fährt er fort:

> Seht! Fünfzehn Jahr schon brennt die Kriegesfackel,
> Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed' und Deutscher!
> Papist und Lutheraner! Keiner will
> Dem andern weichen! Jede Hand ist wider
> Die andre! Alles ist Partei und nirgends
> Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? Wer
> Den Knäuel entwirren, der, sich endlos selbst
> Vermehrend, wächst? — Er muss zerhauen werden.
> Ich fühl's, dass ich der Mann des Schicksals bin,
> Und hoff's mit eurer Hilfe zu vollführen.

Wie wunderbar tief begründet ist doch diese doppelte Verneinung! Ihr gehen einfache Verneinungen voraus, sie ist die Zusammenfassung derselben. Schon die Wucht der Zusammenfassung verlangt Stärke und Kürze des Ausdruckes; noch mehr aber der Gegensatz, den Wallenstein aufstellt. Allem stellt er sich gegenüber. Und nun vergleiche man den Ausspruch:

> Alles ist Partei und nirgends ein Richter.
> Ich fühl's, dass ich der Mann des Schicksals bin,

mit dem andern:

> Alles ist Partei und nirgends kein Richter.
> Ich fühl's, dass ich der Mann des Schicksals bin —

und man wird gestehen, dass der Gegensatz: „nirgend kein — ich" doch viel kraftvoller wirkt als der andere „nirgend ein — ich". Und so hat der alte Sprachgeist unsern Schiller beseelt und ihm geboten, seinen gelehrten Zeitgenossen zum Trotz die doppelte Verneinung zu gebrauchen, damit Sprachinhalt und Sprachform sich einander vermähle; denn das haben doch unsre Beispiele gezeigt, dass hier nichts Zufälliges und Willkürliches, sondern etwas Notwendiges, aus deutschem Geist Geborenes waltet.

Und so ist's nun auch nicht zufällig, dass die doppelte Verneinung vom sog. gemeinen Mann und vom Bauer noch heute massenhaft gebraucht wird. Zwei Züge seines Charakters verlangen das. Liebe und Abneigung, Freude und Leid, Zustimmung und Verwerfung, das alles äussert er kräftiger, leidenschaftlicher als der sog. gebildete Mann. Und dann ist er im Grunde seines Wesens doch konservativ; er ist nicht nur der Erhalter und Bewahrer alter Sitten und Gebräuche, sondern auch alter Sprachformen. In der Mundart des gemeinen Mannes verbindet sich die Sprache alter und neuer Zeit. Auch hier gilt, natürlich mit einer gewissen Beschränkung, die Gleichung: volkstümlich = altertümlich. Und daher nun noch gewisse Zeugnisse aus dem Munde des Volkes selbst und aus dem Munde volkstümlicher Schriftsteller.

Aus dem Munde des „Galoppschusters" in Sulzbach hat der obengenannte Schüler noch folgende Wendungen gehört: s' es ooch ke Schpass nech — in d'r Schule, da hat e ke mal nischt gekonnt — su a Paar Längschäfter wie die dahier, die fing'n Se nargends en keen Schuhgeschäfte nech." Wie stolz ist der Galoppschuster auf sein Werk, wie voll von Verachtung blickt er auf die Fabrikware herab, wie kräftig verneint er deren Güte, ein , zwei-, dreimal: nargends — keen — nech! In einem Volkslied vom alten Fritz (Fridericus Rex, Strophe 7) heisst es:

Unsre Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,
Und von den Preussen geht keiner nicht zum Feinde nicht über;
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
Wer weiss, ob der Österreicher besseres hält.

Und in Anton Sommers Bildern und Klängen aus Rudolstadt, in Thüringen viel gelesen, heisst es z. B.: „De alte Knoppern verseimte käne Kerche nech." — Der Nürgelfriede schreit entrüstet: „Da stieht ämal widder de Kallerthör sperrangelweit offen, hat'er änn nur gar keene Agen nech?" — „Schulmersch Wilhelm — s war su ä Fidewig, dar nergends nech gut tat." „Und d'r Her Kanter setzte ämal sein' Jong' ausänanner, dass manches Döng gar nech das wär', was sei Name ausdröckte. Guckt, saht'r, da hässt's ä Walfisch, un das äs doch gar kä Fesch nech — oder d'r Seidenworm, un das äs doch gar kä Worm nech — oder äne Fischotter, un das äs doch gar keene Otter nech, und mere dergleichen. Und wie ar nachen zu'n Könnern sahte: Na, ihr Jong', war kann mer noch su was nenne? da reef d'r kläne Rinkelmann. Lagerbier: mei Vater sprecht ämmer: Unser Lagerbier etze, dos ös gar kee Bier nich."

Wer das hört und weiss, woher es kommt, der überfliegt in Gedanken die Jahrhunderte, und durch seine Seele ziehen Schenkendorfs Worte:

Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.